Chrissy Cymbala Toledo

Nach Hause geliebt

Die wahre Geschichte
einer jungen Frau,
die vor Gott davonlief
und in seinen Armen landete

Aus dem Englischen von
Beate Zobel

GerthMedien

Widmung

Dieses Buch widme ich meinem Mann,
der seine eigenen Bedürfnisse gerne zurückstellt und dafür lebt,
ein Segen für andere zu sein.

Vorwort

Jeder Lebensweg hat seine Kurven und Wendungen. Als junger Geschäftsmann arbeitete ich für eine Fluggesellschaft, ich war verheiratet und wir hatten gerade unser erstes Kind bekommen. Da hörte ich von Gott, dass ich hauptamtlich für ihn arbeiten sollte. Meine Frau und ich waren dafür nicht ausgebildet, wir hatten auch keinerlei Erfahrung in diesem Bereich. Trotzdem übernahmen wir eine kleine Gemeinde mitten in Brooklyn, die gerade durch schwere Zeiten ging. Von da an drehte sich unser Leben darum, Menschen zu helfen, die innerlich am Ende waren.

Menschen, deren Leben von schweren Stürmen erschüttert wird und die unter großen seelischen Schmerzen leiden, reagieren oft auf unangenehme Weise, und es ist nicht leicht, mit ihnen umzugehen. Auch wenn es nicht einfach war, für diese Menschen da zu sein, so haben wir doch erleben dürfen, wie Jesus das Leben Einzelner veränderte und erstaunliche Durchbrüche schenkte. Das ermutigte uns, immer weiterzumachen.

Während wir ganz darauf fixiert waren, anderen zu helfen, traf uns als Familie plötzlich selbst ein heftiger Sturm, mit dem wir niemals gerechnet hätten. In meinem Buch *Wenn Glaube Feuer fängt* (Gerth Medien, Aßlar 2012) streife ich auch diese Zeit in unserem

Leben. Allerdings wollte ich damals, als ich dieses Buch schrieb, nicht so viele persönliche Details preisgeben.

Was Sie jetzt in Händen halten, ist Chrissys Geschichte, ein Blick hinter die Kulissen eines jungen Mädchens, das von viel Liebe umgeben war und doch Einflüssen zum Opfer fiel, die sie fast zerstört hätten.

Als Pastor möchte ich jeden ermutigen, mit offenem Herzen das Buch zu lesen, besonders diejenigen, die spüren, dass die Beziehungen, in denen sie leben, ihnen nicht das geben, was sie wirklich brauchen. Als Vater möchte ich allen Eltern Mut machen, deren Kinder in scheinbar hoffnungslosen Lagen sind. Für Gott ist nichts unmöglich!

Egal ob Sie gerade mühelos durch den Alltag kommen oder ob ihr Leben schwer ist, mein Wunsch ist, dass Sie durch dieses Buch gestärkt werden. Möge es dazu beitragen, dass Sie auch in großen Herausforderungen unerschütterlich bleiben und Gottes Frieden Sie erfüllt.

Pastor Jim Cymbala, Brooklyn Tabernacle

Prolog

Es fiel mir schwer, in den Spiegel zu sehen – ich hasste die Person, die mir da entgegenstarrte. Sie war egoistisch und undankbar, all ihre Chancen hatte sie in den Sand gesetzt. Ein tiefer Graben trennte sie mittlerweile von den Menschen, die sie liebten. Das Schlimmste war: Ihre eigenen Entscheidungen hatten dazu geführt.

Ob sich alle zerstörten Beziehungen jemals wieder einrenken lassen würden? Ich war mir nicht sicher. Schnell erledigte ich die abendliche Routine im Bad, ich war müde und hoffte, im Schlaf zu vergessen, wie meine Eltern mich heute abgewiesen hatten. Es gelang mir immer wieder, die ganzen belastenden Themen zu verdrängen. Zurück blieb die Einsamkeit, so erdrückend, dass ich am liebsten laut geschrien hätte.

Wie gut, dass ich bei Lorna wohnen konnte. Sie war eine echte Freundin und ich war ihr dankbar dafür, dass sie mich aufgenommen hatte. Bevor sie an diesem Abend in die Gemeinde gegangen war, hatte sie mich noch auf den gefüllten Kühlschrank und das Essen auf dem Herd hingewiesen. Ihr war es wichtig, dass ich gut versorgt war. Dann war sie weg. Ohne die fröhliche Lebendigkeit, die sie immer versprühte und die alle Räume füllte, war es schrecklich ruhig im Haus.

Ich lag in meinem Bett und versuchte einzuschlafen, doch meine Gefühle fuhren Achterbahn. Ich hatte die Augen geschlossen, als sich plötzlich die Atmosphäre im Raum veränderte. Ich wusste nicht, was das war. Aber als ich erschrocken hochfuhr und versuchte, in der Dunkelheit etwas auszumachen … da sah ich ihn deutlich, am Fußende meines Bettes. Es war eine Gestalt, oder vielmehr ein Schatten, körperlos und ohne Gesicht, dabei so viel dunkler als die Nacht, dass er sich deutlich abhob von der übrigen Dunkelheit. Ich hatte das Gefühl, er würde mich ansehen.

Was würde als Nächstes geschehen?

Ich hatte einmal eine vielversprechende Zukunft gehabt, nun hatte ich alles zerstört. Wieso hatte ich das getan?

Kapitel 1

Es war schon Abend, als ich neben meinem Papa durch die Atlantic Avenue in Brooklyn ging. Ich war vier Jahre alt und sah voller Stolz zu meinem Vater auf, während wir in dem düsteren Teil New Yorks unterwegs waren. Zufrieden stellte ich fest, dass Papa ganz anders aussah als die meisten Menschen, denen wir begegneten. Seine Wangen waren glatt, er war ordentlich gekleidet und roch nach Rasierwasser. Das Elend der Menschen, die hier lebten, berührte mich nicht.

„Papa, warte, mein Schuh ist offen!"

Er ließ meine Hand los, aber er ließ mich keine Sekunde aus den Augen. Ich bückte mich und lächelte, als ich meine leuchtend roten Schuhe sah. Die dunkelblauen Kniestrümpfe ließen sie noch strahlender erscheinen. Ich liebte diese Schuhe mehr als alle Puppen und Spielsachen, die ich besaß. Sorgfältig band ich meine Schnürsenkel zu einer Schleife, bis es meinem Vater zu lange dauerte.

Freundlich griff er nach meiner Hand und zog mich wieder hoch. „Fertig?"

„Ja, Papa. Schau, ich habe die Schleife ganz alleine gemacht!"

Gemeinsam gingen wir weiter. Jedes Mal, wenn er dreimal meine Hand drückte, lachte ich laut auf. Das war unser kleines Geheim-

nis. Dreimal drücken bedeutete ICH. LIEBE. DICH. Dann drückte ich seine große Hand dreimal, danach kam das Drücken wieder von ihm. Unzählige Male wiederholten wir das Spiel. Der Betonboden unter meinen roten Schuhen war von vielen Rissen durchzogen und ich versuchte, auf keine der Linien zu treten. Auch dieses Spiel liebte ich.

Unter uns dröhnte die U-Bahn. Das Geräusch war Teil der Symphonie, die in unseren Straßen erklang. Der Fahrtwind des vorbeidonnernden Zuges blies aus dem Luftschacht und wehte mir die zarten, blonden Haare ins Gesicht. Sanft strich Papa die Strähnen wieder aus meinen Augen.

Da stieg mir dieser Geruch wieder in die Nase, den ich gar nicht mochte. Damals wusste ich noch nicht, dass es Urin war. Der Bürgersteig war mit Müll übersät. Ich fragte mich nicht, warum die Leute ihren Müll nicht in die Tonnen warfen, ich kannte es ja nicht anders. Meine ganze Aufmerksamkeit galt der Aufgabe, nicht auf irgendetwas zu treten, das meine Schuhe schmutzig gemacht hätte. Für mich war der Gestank und der verdreckte Zustand der Straßen vor allem eines: der Hinweis darauf, dass wir bald unser Ziel erreicht haben würden. Wir näherten uns dem Zentrum meiner kindlichen Welt.

Auf der anderen Straßenseite war sie wieder, die Frau, die dort jeden Tag unter der Laterne stand. Sie war stark geschminkt und ihre Kleider glitzerten. Immer sprach sie mit den Männern, die in ihren Autos neben ihr anhielten. Im Vorbeigehen drehte ich mich nach ihr um und sah, wie sie in ein Auto stieg. *Wo fährt diese Frau nur immer hin?*

Ich wollte Papa gerade danach fragen, als das Rufen eines Mannes an unsere Ohren drang. Diese Stimme kannte ich, doch ich verstand nicht, was er wollte.

„Oh nein, *der* wartet schon auf uns, Papa!“

Im Weitergehen zupfte ich an seinem Ärmel und sah fragend zu ihm auf.

„Was will er von uns?“

Wir kamen näher und der Rufende versuchte zitternd, sich von der Pappe zu erheben, die ihm als Unterlage gedient hatte.

„Vater, Vater!“, lallte er.

Mit einer Hand umklammerte er einen Flaschenhals, mit der anderen versuchte er, die Aufmerksamkeit meines Vaters auf sich zu lenken.

Vater?

„Papa, *du* bist doch nicht sein Vater!“, wunderte ich mich.

Er sah mich an und lächelte.

Im nächsten Augenblick kniete er schon neben dem Mann und erklärte ihm: „Ich bin ein Pastor, kein Priester!“ Ich fand nicht, dass es kalt war, aber der Mann zitterte am ganzen Körper. Sanft redete mein Vater mit ihm. „Guten Abend, mein Freund, dir geht es heute nicht so gut, oder?“

Papas Augen sahen liebevoll in die rot unterlaufenen, wirr blickenden Augen des Mannes, der schon wieder auf dem Boden zusammengesunken war. Er legte seine Hand auf die knochige Schulter, die mir sehr schmutzig erschien.

„Wenn du willst, kannst du mich morgen früh besuchen.“

Es kam keine Antwort mehr, der Kopf war auf die Papiertüte zurückgesunken, die dem Mann als Kissen diente, die leere Flasche hielt er an sich gepresst. Papa sah in diesem Moment sehr traurig aus. Ihn so zu sehen, machte auch mich traurig. Er war so freundlich zu allen Menschen, besonders zu denen, die niemand sonst beachtete. Wenn er sich ihnen zuwandte, dann hatte er immer diesen beson-

deren, zärtlichen Blick. Er fühlte mit ihnen. Als Kind eines Trinkers kannte er ihre schreckliche Welt.

• • •

„Chrissy, komm her!“, rief Opa mit rauer Stimme und breitete die Arme aus. Er roch nach Alkohol und seine Hände zitterten.

Ich mochte Opas Nähe nicht, und noch weniger seine Umarmungen. Setzte er mich auf seine Knie, dann machte ich mich steif, während er versuchte, das Zittern zu unterdrücken, um überhaupt sprechen zu können. Kam sein Gesicht mir zu nahe, drehte ich mich weg, weil sein Atem so übel roch.

„Oma, wo bist du?“, rief ich in solchen Momenten und hoffte inständig, sie würde mich aus dieser Lage befreien. Doch wenn ich ihm entkommen wollte, drückte er mich nur umso fester an sich.

Egal wie Opa sich verhielt, Oma reagierte immer besonnen und fürsorglich. Wurde er laut, blieben ihre Erwiderungen ruhig. Jahr um Jahr hielt sie an der Hoffnung fest, dass Veränderung möglich war. Damals wusste ich nichts von den Anrufen in der Nacht, wenn sie meinen Vater brauchte, weil Opa sie so verprügelt hatte, dass sie behandelt werden musste. Das war die Kindheit meines Vaters, zwischen einem gewalttätigen Alkoholiker und einer Mutter, die dabei nicht verbittert wurde. Sie hatte ihren Mann nicht verlassen, obwohl sie jeden Grund dazu gehabt hätte.

Um dem Terror zu Hause zu entgehen, verbrachte mein Vater viel Zeit auf den Spielplätzen New Yorks, die auch keine schönen Orte waren. Aber Basketballkörbe gab es überall. Er spielte leidenschaftlich, lernte dabei die unterschiedlichsten Menschen kennen, kam mit allen klar und verbrachte mehr Zeit mit ihnen als in seinem

Elternhaus. Das war die Vorbereitung für seine Zukunft als Pastor in den verruchten Teilen New Yorks, von der er damals noch keine Ahnung hatte.

• • •

Für mich sah es so aus, als wäre der Mann auf dem Bürgersteig wieder eingeschlafen. Ich zupfte an Papas Ärmel. Nur zögernd wandte er sich von dem Obdachlosen ab, zog die Schlüssel aus der Tasche und öffnete die Tür, vor der ein Schild mit der Aufschrift *Brooklyn Gospel Tabernacle* stand. Das Schild warf einen langen Schatten auf den Weg. Ich liebte es, auf den Schatten zu treten. *Klick, klick* … Papa schloss die Tür auf und schaltete das Licht im Flur ein. Der Boden war mit Briefen übersät, die durch den Schlitz in der Tür eingeworfen worden waren. Schnell bückte ich mich und hob alles auf.

„Ich bringe die Post in dein Zimmer!", rief ich fröhlich und rannte nach oben zu Papas Büro.

„Ich mache schon das Licht an!", erklärte ich als Nächstes, während Papa noch unten war.

Bewundernd strich ich über die verblichene blaue Tapete und sog den intensiven Duft der Mahlzeiten ein, die in den Wohnungen rund um unsere Gemeinderäume gekocht worden waren. Die Gerichte, die hier zubereitet wurden, waren ebenso lecker wie das Essen, das es bei Mama gab. Bei Rina aus den Philippinen gab es oft leckere Frühlingsrollen, bei Familie Ali aus Trinidad mochte ich besonders das mit Hühnercurry gefüllte Fladenbrot. Ich bemühte mich, laut zu sein, um von den Hausbewohnern bemerkt zu werden. Hoffentlich war noch jemand wach!

Während ich Papas Büro betrat, wünschte ich mir sehnlichst,

dass eine der Wohnungstüren sich öffnen würde. Ich drückte auf den Lichtschalter, legte die Post auf den Schreibtisch und ließ mich auf den grünen Plastikstuhl fallen, der vor der getäfelten Wand stand. Dabei fiel mir auf, dass meine roten Schuhe ein paar Kratzer bekommen hatten, während ich an Papas Hand über den Bürgersteig gehüpft war.

Dann kam Papa herein und stellte die Taschen ab, die alles enthielten, was wir für eine Übernachtung brauchen würden. Er wandte sich der Post zu, und während er einen Umschlag nach dem anderen öffnete, sah er besorgt aus – wie immer, wenn er die Post durchsah. Inzwischen versuchte ich, mit Spucke die Striche von meinen Schuhen abzureiben. Dann sah ich mir wieder das Bild an, das an der Wand hing, wie immer, wenn wir hier waren.

Es zeigte Jesus, der neben einem Wolkenkratzer stand. Er war genauso groß wie das Hochhaus und klopfte gegen die Fensterscheiben.[1] Schon oft hatte Papa mit mir über das Bild gesprochen.

„Papa, das sieht so aus, als würde Jesus hier in New York an einem Haus anklopfen."

„Ja, das stimmt. Jesus mag die Menschen in unserer Stadt", antwortete er, während er einen Umschlag nach dem anderen öffnete.

Mein Blick wanderte zu meinem Vater. Ich hatte ihn sehr lieb. Wenn ich mit ihm zusammen war, spürte ich immer, dass ich etwas ganz Besonderes war. Am liebsten wäre ich immer in seiner Nähe gewesen.

„Wo ist meine kleine Prinzessin?" Das war Rinas Stimme, die mit ihrem starken philippinischen Akzent vom Ende des langen Flurs erklang.

„Rina!" Begeistert sprang ich auf und rannte zu ihr, umschlang ihre Hüfte und drückte sie mit aller Kraft. Sie zog mich in ihre Küche.

„Komm Kleines, ich habe was zum Naschen für dich!“ Sie war nur 1,50 Meter groß, trug ein einfaches Kleid mit Blumenmuster, ihre Füße steckten in bequemen Hausschuhen und ihr dickes, braunes Haar hatte sie zu einem Knoten zusammengebunden. Wie immer stand die Arbeitsplatte in ihrer Küche voller Leckereien, die sie in Chinatown gekauft hatte.

„Oh Rina, kann ich Ananassaft zu den Keksen haben?“

„Natürlich, mein Kind.“

Rina und ihr Mann hatten ein Gästezimmer, das immer auf uns wartete, mit einem Bett für Papa und einem Lager auf dem Boden für mich. Wenn Papa lange in der Gemeinde zu tun hatte, schliefen wir hier, was für mich immer ein wunderbares Abenteuer war. Ich war im ganzen Haus unterwegs, liebte jede Ecke, und besonders gerne war ich bei Rina, die ich zutiefst bewunderte.

Als ich satt war, schlüpfte ich in meinen kuscheligen Schlafanzug und legte mich zwischen die Decken, die auf dem abgewetzten Teppich auf mich warteten. Rina kam herein, gab mir einen Gutenachtkuss und löschte das Licht, damit ich schlafen konnte. Lag ich dann in dem dunklen Raum, lauschte ich auf die Geräusche der Straßen New Yorks, die durch das gekippte Fenster zu mir drangen. In der Ferne die Sirenen, hupende Autos und blecherne Musik – das alles mischte sich zu dem besonderen, gewohnten Klang meiner Kindheit. In der Küche redeten Rina und ihr Mann, ich hörte Rinas Lachen und schlummerte glücklich ein. Ich liebte meine Welt.

Meist dauerte es lange, bis Papa schlafen ging. Er saß dann in seinem Büro am anderen Ende des Flurs. Als Pastor dieser Gemeinde hatte er viele Lasten zu tragen. War ich bei ihm, lenkte ich ihn von all den Problemen, die täglich auf ihn einstürmten, auf angenehme Weise ab. In der Gesellschaft dieses unbeschwerten vierjährigen

Mädchens, das seinen Papa herzlich liebte, konnte er nicht bekümmert sein. Aber in den stillen Nachtstunden änderte sich das und Zweifel quälten ihn. Welch eine Entscheidung hatte er damals getroffen, vor einem Jahr, als er seinen gut bezahlten Job bei der Luftfahrt aufgab, um hier Pastor zu werden, wo Heroin an jeder Ecke verkauft wurde.

Kein Mensch kam freiwillig in diesen Teil der Stadt, auch das Gemeindegebäude war alles andere als attraktiv. Finanziell gesehen ging es Brooklyn Tabernacle wirklich nicht gut. Das Opfer, das sonntags eingesammelt wurde, war oft schon verschwunden, ehe man es gezählt hatte. Wer dieser Kirche angehörte, kämpfte selbst ums Überleben und war sicher nicht in der Lage, eine Gemeinde finanziell zu unterstützen. Für mich war es immer ein wunderbares Abenteuer, mit Papa über Nacht in der Gemeinde zu sein, doch auf ihn warteten hier eher Verzweiflung und Ratlosigkeit.

Plötzlich wurde ich wach. Fahrzeuge mit lauten Martinshörnern jagten an unserem Haus vorbei. Es war dunkel, das Bett neben mir war leer. *Wo ist Papa?* Leise stand ich auf, schlich auf Zehenspitzen durch die Küche, dann über den Flur. Aus Papas Büro drang noch Licht, die Tür war nur angelehnt. Vorsichtig sah ich durch den Spalt. Mir bot sich ein vertrauter Anblick: Papa betete. Nein, eigentlich betete er nicht … er sah aus, als würde er zuhören. Ich kannte diesen Gesichtsausdruck bei ihm. Er hatte die Augen geschlossen und ein Glanz lag auf seinem Gesicht, als würde er etwas sehr Schönes anschauen.

Kapitel 2

Ein kalter Windstoß empfing mich am nächsten Morgen und weckte mich mit dem Duft von Rinas Frühstück. Schnell stand ich auf und wickelte mich in meine Decke.

„Mein Mädchen, bist du wach?“

„Ja, ich komme!“ Sie hatte ihre Hausschuhe neben meinen Schlafplatz gestellt, in die ich nun dankbar schlüpfte, auch wenn es gar nicht einfach war, mich darin und in der dicken Decke fortzubewegen.

„Es ist schon fast zehn Uhr und dein Papa ist schon wieder startklar. Ich habe hier dein Frühstück und danach helfe ich dir beim Anziehen“, begrüßte Rina mich. Zuerst sah ich schnell über den Flur nach Papa. Der Geruch seines Rasierwassers lag noch in der Luft und ich hörte seine Stimme aus dem Büro. Er schien zu telefonieren. Rina hatte ihm Kaffee angeboten, aber er war schon früher wach gewesen und hatte sich unten an der Straße einen Becher Kaffee gekauft, mit viel Milch und Zucker, so wie er ihn am liebsten trank.

Papa verbrachte täglich viele Stunden mit Bibellesen und Beten, aber bei anderen Dingen versuchte er immer, Zeit zu sparen. Deshalb verbrachten wir die Nacht oft im Gemeindegebäude, so umgin-

gen wir die zeitintensiven Staus, die tagsüber den Verkehr zwischen New York und New Jersey regelmäßig lahmlegten.

„Papa, fahren wir wieder durch den Tunnel nach Hause?“, fragte ich, als wir die Straße entlang zu unserem Auto gingen.

„Ja, das können wir machen“, antwortete er. „Aber wir müssen erst nach Manhattan fahren, um in den Hollandtunnel zu kommen.“ Die Skyline von New York glänzte in der Morgensonne, als wir über die Manhattan Bridge fuhren. Damals gab es noch keine Gurtpflicht und so kniete ich neben meinem Vater und schlang meine Arme um seinen Hals, während er fuhr. Von der Brücke mündeten wir in die Canal Street und passierten China Town.

„Chrissy, schau mal“, lachte mein Vater und zeigte auf einen Chinesen, der am Straßenrand stand, von einer Menschentraube umringt. In einer Hand hielt er einen bläulich schimmernden Tintenfisch, in der anderen Hand einen großen roten Fisch. Es waren Delikatessen, die er zum Verkauf anbot und die viele Kaufinteressierte anzogen, die sich gegenseitig schubsten und stießen, um etwas zu ergattern. Hier in China Town wurden die Straßen eng, die Gebäude standen dicht an dicht und viele Menschen schoben und drängten sich durch die Gassen. Über den Straßen hingen rote und goldene Werbeschilder und die seidenen Kleider, die auf Ständern vor den Geschäften hingen, waren bunt wie ein Regenbogen.

Papa kurbelte sein Fenster herunter und ich hielt mir die Nase zu: Fisch!

„Ich mag Fisch nicht, Papa“, erklärte ich, „besonders nicht, wenn Rina ihn kocht. Da schauen immer noch die Augen aus dem Kopf.“

Er lachte. „Und was ist mit dem Fisch von Lorna?“ Er sprach von Ackee und Saltfish, einem typisch jamaikanischen Essen, das es bei Lorna oft zum Frühstück gab.

„Das ist lecker, da haben die Fische ja auch keine Augen mehr."

Unsere Nachbarn kamen aus Jamaika, Puerto Rico und von den Philippinen, dazu lebten hier in der Gegend noch viele andere Völker und Kulturen. In unserer Familie war es normal, allen Menschen mit Offenheit und Interesse zu begegnen, unabhängig von ihrer Hautfarbe. In unserer Gemeinde waren wir die einzigen Weißen, was mir aber erst viel später bewusst wurde. Es hatte keine Bedeutung für mich. Von meinen Eltern lernte ich, alle Menschen zu lieben, ohne auf ihre Herkunft zu achten.

„Der Tunnel!" Papa wurde langsam und reihte sich hinter den Fahrzeugen ein, die in den Hollandtunnel fahren wollten. Nur eine Spur stand dafür zur Verfügung.

„Darf ich das Geld einwerfen?" Für mich kam die Fahrt durch den Tunnel einem Besuch auf dem Rummelplatz gleich.

„Ja, gut, aber bitte genau in die Mitte zielen, wenn du die Münzen in den Trichter wirfst!" Er gab mir das Geld und ich konzentrierte mich, um es genau an der richtigen Stelle einzuwerfen.

Für mich waren die Geräusche der Fahrzeuge, die von den Tunnelwänden zurückgeworfen wurden, eine ganz besondere Musik. Ohnehin war für mich jedes Geräusch Musik, ob das nun das Rumpeln der U-Bahn war oder der Rhythmus meiner Schritte, die Rinas Holzboden zum Knarren brachten.

Noch zwanzig Minuten mussten wir fahren, dann waren wir in Maplewood, New Jersey, wo unser Zuhause war. Es war schön eingerichtet und gemütlich. Manchmal, wenn ich daran dachte, wie sehr ich unser Haus liebte, dachte ich an den Mann, der immer auf der Straße vor der Gemeinde lag. Ob er *gerne* dort wohnte? Hatte er auch eine Mama und einen Papa, so wie ich? Machten sie sich keine Sorgen um ihn?

Wir hielten vor unserem kleinen gelben Haus, das an einer ruhigen Allee lag. Papa öffnete die Tür und ich hüpfte heraus. Das Gras unter meinen Füßen war jetzt im Frühling wie ein weicher Teppich und ich wirbelte so lange im Kreis herum, bis mir schwindlig wurde, dann ließ ich mich ins Gras fallen. Hohe Baumkronen ragten in den blauen Himmel und ich beobachtete die Vögel, die von einem Baum zum anderen flogen.

Da entdeckte ich Mama, deren Gesicht am Wohnzimmerfenster erschien. Im nächsten Augenblick stand sie schon lächelnd an der Tür. Schnell stand ich auf und hatte es plötzlich ganz eilig, bei ihr zu sein.

• • •

Mama war wunderschön. Ihr dickes, braunes Haar fiel ihr entweder lang über den Rücken oder sie hatte es zu einem dicken Knoten zusammengesteckt. Sie war für mich der Inbegriff von Wärme, sie war bodenständig und durch sie war unser Haus immer einladend und gemütlich.

Mama konnte auch richtig lustig sein und uns mit allerhand Blödsinn zum Lachen bringen. Einmal, als meine kleine Schwester und ich ziemlich ungezogen waren, schnappte sie sich einen Besen und scheuchte uns um den Tisch. Lachend jagte sie hinter uns her und wir waren uns nicht ganz sicher, ob wir weinen oder lachen sollten.

Bei allem, was sie tat, strahlte sie eine gewisse Würde und Leichtigkeit aus, auch wenn wir als Familie unter Druck standen. Anders hätten wir diese ersten Jahre, nachdem mein Vater Pastor geworden war, wohl auch nicht überstanden. Sie schien nie damit zu hadern,

dass ihr Mann seine gut bezahlte Position aufgegeben hatte, um sich einer Aufgabe zu widmen, die ihnen beiden so viel abverlangte. Sie machte meinem Vater keine Vorwürfe und setzte ihn nicht mit Ansprüchen an einen gewissen Lebensstandard unter Druck. Stattdessen wollte sie, genau wie Papa, vor allem immer das tun, was *Gott* von ihr wollte. Es war ein großes Risiko, das mein Vater eingegangen war, als er diese winzige Gemeinde in Brooklyn übernommen hatte, aber meine Mutter stand voll hinter ihm.

Dabei half ihr neben ihrem Humor auch ihre musikalische Begabung. Sie spielte Klavier und sang, ohne Noten, *wunderschön*. Während sie kochte, ließ sie die Töpfe oft allein auf dem Herd zurück und ging schnell ans Klavier, um aus einer Melodie, die sie gerade im Kopf hatte, eine herrliche Akkordfolge zu machen. Die Musik floss einfach so aus ihr heraus, mühelos und erhebend.

Einmal saß ich in meinem Zimmer und malte ein Bild, als sie mich rief: „Chrissy, komm mal runter zu mir. Ich will dir etwas vorspielen!" Tatsächlich lief in meinem Kopf immer Musik und mir entging nie, wenn Mama Klavier spielte, egal, in welchem Raum ich gerade war und was ich gerade tat. Die Musik verband meine Mutter und mich auf eine ganz tiefe, innige Weise. Oft genug saß ich auf ihrem Schoß und sah ihren Fingern zu, die über die Tasten glitten. Manchmal legte ich dann meine Händchen auf ihre Hände und stellte mir vor, dass ich die Tasten drücken würde.

Während sie für mich spielte, sagte sie: „Komm, wir singen dazu!" Und gemeinsam sangen wir „O lasset uns anbeten, o lasset uns anbeten den König."[2]

Ich achtete genau auf unsere Stimmen und versuchte so zu singen wie sie. Als das Lied verklungen war, zögerte Mama kurz. Dann spielte sie plötzlich in einem ganz anderen, lustigen Stil weiter. Sie

lachte: „Bald ist Weihnachten, und dann hast du Geburtstag!“, und sie sang ausgelassen und fröhlich: „Happy birthday to Chris, she’s giving me a kiss, her Mommy’s so silly, happy birthday to Chris! / Herzlichen Glückwunsch, Chris, sie gibt mir einen Kuss, ihre Mami ist so komisch, herzlichen Glückwunsch, Chris!“ Dann hielt sie mich fest und bedeckte meinen Nacken mit vielen kitzelnden Küssen. Ich kicherte und lachte: „Noch mal, Mama, noch mal!“ Zu meinem Entzücken spielte sie das Lied immer wieder, sooft ich es mir wünschte.

Wenn ich an damals denke, dann erinnere ich mich an ein Haus voller Liebe und voller Musik. Saß Mama gerade nicht am Klavier, dann sang sie oder es lief eine Schallplatte. Meine Eltern hatten eine beachtliche Plattensammlung mit den unterschiedlichsten Stilrichtungen. Aber eines hatten alle ihre Lieder und Stücke gemeinsam: Sie berührten das Herz.

• • •

Papa holte unser Gepäck aus dem Auto und Mama öffnete die Tür: „Jim, komm schnell, ich muss dir etwas zeigen!“

„Gleich, Carol, ich bringe nur kurz die Sachen nach oben.“

„Nein, Jim, bitte … komm zuerst hierher. Du ahnst ja nicht …“

Papa und ich folgten ihr in die Küche. Sie zeigte auf den Tisch. „Gestern hat es noch ganz spätabends geläutet“, begann sie. „Ich war schon im Schlafzimmer und fragte mich, wer noch so spätabends unangemeldet zu uns kommen würde. Doch als ich die Haustür öffnete, sah ich niemanden. Stattdessen standen diese vier großen Einkaufstüten vor der Tür. Ich sah kein Auto, es lag auch kein Zettel dabei, gar nichts. Jim, hier haben wir alles, was wir für die nächsten paar Wochen brauchen. Das ist ein riesengroßes Wunder!“